

Das Bild im Auge.

Roman von F. Arnefeldt.

(5. Fortsetzung.)

„Nach keine Wige, Heinrich,“ bat seine Gattin, „ich sehe es Willibald an, die Sache ist ernst.“

„Sehr, sehr ernst,“ höhnte der Bruder. Der Vater ist verhaftet unter dem Verdacht, den Rentier Ahreweiler ermordet zu haben.

Ein allgemeines Stillschweigen erfolgte. Die Nachricht war so unerhört, so überwältigend, daß unter ihrem Eindruck die Zuhörer zunächst sich wie gelähmt und der Sprache beraubt fühlten. Ehe sie sich davon erholt hatten, wurde ihre Aufmerksamkeit nach einer anderen Seite in Anspruch genommen.

Mit einem kurzen Schrei hatte Frau Elisabeth nach dem Herzen gegriffen, und war todbleich, mit geschlossenen Augen und zuckenden Lippen in ihren Stuhl zurückgesunken.

Die Töchter sprangen zu ihr hin, die Schwiegermutter eilte nach der Thür, um Beistand herbeizurufen, aber die willensstarke Frau richtete sich schon wieder empor und sagte mit leiser, bebender Stimme, aber entschlossen: „Laßt, laßt, Kinder, macht kein Aufsehen, es geht schon vorüber. Seht Euch Alle, und Du, Willibald, berichte, wie man zu diesem Unbegriffen, wahnfinnigen Verdacht gekommen ist.“

Willibald gehorchte und erzählte der gespannt zuhörenden Familie, was sich in Berlin zugetragen, vom Auffinden des in seinem Blute todliegenden Ahreweilers bis zu der gegen den Vater, auf Grund der aus dem Auge des Toten aufgenommenen Photographie, erhobenen Beschuldigung.

„Aber das ist ja Humba!“ rief der Amtmann Herzog, und Fabrikbesitzer Berggold, der vor seinem Eintritt in das Geschäft seines Vaters mehrere Semester Zura studiert hatte, fügte hinzu: „Das ist ein Liebergriff, daraufhin dürfte der Untersuchungsrichter eine Verhaftung nicht verfügen.“

„Hast Du die Photographie gesehen, Gleich ist dem Vater,“ fragte seine Schwester Anna.

„Ich habe mir einen Abzug verschafft und ihn Euch mitgebracht,“ antwortete Willibald, in die Tasche greifend, und ließ das Pappstück, auf das die Photographie gezogen war, im Kreise herumgehen. Wieder erfolgte ein brüdes Schweigen. Wenn auch das Bild verschommen war, wenn es auch nur Kopf, Hals und einen kleinen Theil der Schultern wiedergab, konnte man doch in Abrede zu stellen, daß diese Photographie Karl Dornedden darstellte.

„Es ist der Vater!“ seufzte Frau Elisabeth, „aber —“

Man kann nicht wissen, durch welche Teufelei sein Bild auf die Platte des Pflasterschmieders gelangt ist, der auch geschweiger hätte, sich um seine Patienten zu kümmern, als solche gottlosen Experimente zu machen! Die todt der Amtmann Herzog, und sein Schwager Berggold flüchte topfschüttelnd hinzu: „Ich bleibe dabei, es ist mir unbegreiflich, daß der Untersuchungsrichter darauf die Verhaftung anordnen konnte; wir werden uns beschweren; er wird sie nicht aufrecht erhalten können.“

„Er würde sie auch kaum verweigert haben, wenn nicht andere Verdachtsgründe dazu gekommen wären,“ erwiderte Willibald sehr bedrückt. Er konnte nicht weiter reden, die Schwägerin und Schwäger führten gleichzeitig auf ihn ein, daß dies ganz undenkbar sei, und nahmen gegen ihn, der so etwas auszusprechen vermochte, beleidigte Mienen an.

Nur die Mutter sagte matt: „So fällt doch Willibald nicht in die Rede. Wir müssen zunächst hören, was er uns mitzutheilen hat.“

Das Gebot der sanften Frau wirkte beruhigend auf die aufgeregten Gemüther, und Willibald erzählte nun, wie der Mord nur von einer mit den Verhältnissen sehr vertrauten Person ausgeführt sein könne. Ahreweiler müsse seinem Mörder selbst die Thüre geöffnet haben, es war keine Spur von Gewalt an Thüren, Fenstern, Schießschießen zu bemerken. Der tödtliche Stoß war durch den neben dem Verstorbenen liegenden Dolch desselben ausgeführt. Der eiserne Schrank hatte durch einen Schloffer geöffnet werden müssen, sein Inhalt stimmte genau mit dem dem Ahreweiler'schen Testament beigefügten Verzeichniß überein, selbst das vorhandene baare Geld deckte sich mit der recht sorgfältig geführten Aufzeichnung seiner Ausgaben.

„Ein Raubmord ist ausgeschlossen,“ fuhr Willibald fort.

„Und ein Selbstmord?“ unterbrach ihn Herzog.

„Ist nach dem Ausschuss beider Verze durch die Beschaffenheit der Wunde ebenfalls ausgeschlossen,“ entgegnete Willibald.

„Man hätte noch eine Autorität hinzuziehen müssen!“ murmelte Berggold. Die beiden Schwäger riefen: „Un-

terbrecht doch Willibald nicht immer. Weiter, weiter!“

Der junge Mann seufzte: „Muß ich Euch das Alles noch auseinandersetzen?“ Der Vater ist gekommen, hat die Eröffnung des Testaments, von dessen Vorhandensein er allein unterrichtet war, verlangt, und es hat sich ergeben, daß er zum Universalerben eingesetzt war. Er ist der einzige Mensch, der zu Ahreweiler gekommen ist, und er ist am Tage der Unthat in Berlin gewesen.“

„Aber er ist nicht nach Charlottenburg gekommen; er hatte keine Zeit dazu, das hat er mir selbst gesagt, und Du mußt es auch wissen, mein Sohn,“ sagte Frau Elisabeth.

„Ja, Mutter,“ erwiderte Willibald sehr gereizt, „aber wer will ihm das glauben? Du kannst Dir die Geschäftigkeit der Ahreweiler'schen Verwandten gegen uns vorstellen, und sie haben schnell genug herausgebracht —“

„Daß der Vater sich in Bedrängniß gefunden hat und nach Berlin geeilt ist, um Geld zu beschaffen und daß ihm das nicht gelungen ist!“ fiel Frau Elisabeth ein. „D, nun versteh ich Alles! Es ist eine Arie, die sich um Euren armen Vater gebildet hat!“

Die Töchter und Schwiegermutter hatten es gemerkt, daß der Vater in letzter Zeit nicht auf Rosen gebettet gewesen war; wie schlimm die Dinge standen, erfuhr sie erst jetzt. Dornedden hatte streng darüber gewacht, daß ihnen nichts mitgeteilt ward, er wollte ihre Hilfe nicht in Anspruch nehmen.

Herzog und Berggold machten jetzt der Schwiegermutter und dem Schwager Vorwürfe; sie besaßen zwar keine Reichthümer, hätten aber doch zugreifen können.

„Ach, ich fürchte, es hätte nichts geholfen, Ihr hättet nur das Gute mit auf's Spiel gesetzt!“ seufzte Frau Elisabeth.

„Das werden wir erst noch einmal sehen,“ erklärte Berggold.

Herzog sagte dagegen: „Das wollen wir, doch kommt das augenblicklich erst in zweiter Linie. Zunächst handelt es sich darum, die Haftentlassung des Vaters zu erwirken, wenn nicht anders, gegen hohe Caution, die ich zu stellen bereit bin. Morgen früh fahre ich nach Berlin.“

„Ich begleite Dich,“ erklärte Berggold, ihm die Hand schüttelnd, und Willibald äußerte, daß auch er nur für kurze Zeit gekommen sei.

In diesem Augenblick klopfte es an die Thür, und eins der Dienstmädchen rief ins Zimmer, die Kinder würden nicht länger ruhig zu halten, sie verlangten nach der Christbefeuerung.

„Wir müssen sie verdrösten,“ sagte Frau Herzog, sich erhebend, „daraus kann heute nichts werden.“

Aber die Mutter rief laut: „Wir kommen soaleich!“ In gedämpftem Tone fügte sie hinzu: „Den Kindern und Dienstmädchen darf ihre Befehrerung nicht fehlen, und später gehen wir auch hinüber nach der Fabrik, wo für die Arbeiter aufgebaut ist. Wir müssen uns muthig und gefaßt beweisen; dadurch geben wir am besten zu erkennen, daß wir fest von der Schuldblosigkeit des Theuren überzeugt sind.“

Berggold, der ihr zunächst stand, führte der tapferen Frau ehrfurchtsvoll die Hand und reichte ihr den Arm, um sie hinauszuführen.

Eine Viertelstunde später stammte im großen Familiensaal der Christbaum auf. Die Kinder jaudzten bei den darunter ausgebreiteten Spielsachen, und der kleine Willibald sagte ohne Stoden sein auswendig gelerntes Weihnachtsgedicht auf. Die Dienstmädchen empfingen die für sie bestimmten Geschenke, und auch die Erwachsenen geleiteten sich gegenseitig an die bereiteten Gabentische.

Eine Weihnachtsstimmung konnte freilich nicht aufkommen; wie ein Gespenst starrte der unberührte Platz des Hausherrn Frau und Kinder an, und bald wurden die Lichter wieder gelöscht und die Kleinen zu Bett gebracht.

Auch bei der Befehrerung der Arbeiter verweilte die Familie nur kurze Zeit, und sie verließ stiller und kürzer als sonst. Wüthten die Leute auch noch nicht, was ihrem Arbeitgeber geschehen war, so war ihnen seine Abwesenheit und die erste Haltung der Seinigen doch ein Zeichen, daß ihm etwas Bedenkliches zugestoßen sei.

Später am Abend, als die Töchter und Söhne sich zurückgezogen hatten, sahen Frau Dornedden und ihr Sohn noch in dem neben ihrem Schlafzimmer belegenen kleinen Cabinet beisammen. Sie hatte ihn durch ein ihm zugestricheltes Wort dahinschieden und sagte, als er eintrat, auf ein kleines Sopha deutend: „Sehe Dich hier zu mir, Willibald, und sprich Dich aus; ich habe es Dir angesehen, daß Du uns nicht Alles gesagt hast!“

Er blieb vor ihr stehen, schlug die Hände vor das Gesicht und schluchzte auf: „O Mutter, Mutter, was soll ich

Dir Alles sagen; wie soll ich das Gräßliche in Worte fassen!“

„Was? Was, mein Sohn?“ — kam es wie ein Hauch von ihren Lippen.

„Der schwerste Ankläger des armen Vaters ist er selbst,“ fuhr Willibald fort, fant vor der Mutter nieder, umklammerte mit beiden Armen ihren Leib, senkte seinen Kopf auf ihren Schooß und berichtete ihr von dem seltsamen Betragen des Vaters, wie er seine Schuld zwar nicht zugebe, sie aber auch nicht in Abrede stelle, und wie er ihm verboten habe, von den Millionen Ahreweiler's auch nur einen Pfennig anzurühren.

Frau Dornedden beugte sich tief zu ihrem Sohne herab, um ihm in die Augen zu sehen, und fragte mit bebender Stimme: „Willibald, wäre es möglich, Du könntest —“

„O Mutter, Mutter,“ er wehrte sich ja dagegen wie ein Verzweifelter!“ — gestand er und rang die Hände. „Aber der entsetzliche Gedanke kommt immer wieder! Wenn der unglückliche Vater, durch seine Angst und Sorge bis zum Wahnsinn getrieben, Hilfe bei seinem Freunde gesucht, wenn dieser sie ihm verweigert hätte, wenn sie in Wortwechsel gerathen wären und er —“

„Nicht weiter!“ gebot Frau Dornedden, sich erhebend. „Beschimpfe nicht Deinen Vater und Dich, indem Du einen so entehrenden Verdacht aussprichst!“

„Mutter!“ rief er, beide Arme zu ihr erhebend.

Sie achtete nicht darauf und sprach: „So wenig Ahreweiler durch meine Hand gefallen ist, so wenig ist er es durch die Deines Vaters. Würde er selbst mir geteilt, er habe die schwarze That getan, so würde ich es ihm doch nicht glauben und überzeugt sein, er wäre das Opfer von Sinnesäußerungen geworden. Siehst Du denn nicht, dem Testamente liegt irgend ein Geheimniß zu Grunde? Das ist es, was Deinen Vater zu seinem seltsamen Betragen veranlaßt.“

„O Mutter, Mutter, Dein Glaube kann Berge versetzen!“ rief Willibald, aufspringend und die Mutter umschlingend.

„Es ist nicht der Glaube, der aus mir spricht, sondern die Liebe,“ erwiderte Frau Dornedden mit einem Lächeln, das sie erklärte über ihr bleiches Gesicht ging, „ohne Glaube, ohne Vertrauen aber auch keine Liebe. Willibald, ich, Deine Mutter, bürge für Deinen Vater.“

„Und ich nehme diese Bürgschaft an!“ sagte er mit Inbrunst und küßte ihre Hände. „Geliebte Mutter, Du weißt nicht, was Du mir giebst! In Deiner Liebe richtet sich auch mein tief erschütterter Glaube an Frauenwerth wieder auf.“ Er vertraute ihr, was ihm durch Charlotte Kunze geschehen war.

Mitleidig streichelte sie ihm die Wangen. „Mein armer Junge! Und Du hast sie geliebt?“

„Ich glaube es; aber die Liebe starb in jenem grauenvollen Augenblicke, ich fühle nichts als eine grenzenlose Leere und Keere, wenn ich an sie denke.“

„Die war's nicht, der's geschah!“ citierte Frau Elisabeth, „aber vielmehr die war's nicht, der's geschehen konnte. Du wirst diesen Schmerz überwinden, und ein reicheres Glück wird Dir die Zukunft bringen.“

„Ach, Mutter, was habe ich von der Zukunft zu hoffen!“ seufzte er.

„Viel! Viel!“ antwortete Frau Elisabeth, sich aufrichtend. „Muth, Muth, mein Sohn, in unseren Händen ruht viel, wir haben Vieles zu vollbringen. Wir müssen daran arbeiten, daß die böse Anklage bald von Deinem Vater genommen und seine Schuldblosigkeit anerkannt werde. Wir müssen aber auch bemüht sein, ihm und uns Haus und Hof und Geschäft zu erhalten.“

„Ja, Mutter, ja, das wollen wir!“ rief er tief ergriffen. „Ich habe schon bedacht, daß ich heimkehren und während des Vaters Abwesenheit die Leitung der Geschäfte übernehmen will.“

„Gott segne Dich für dieses Vorhaben, mein Sohn!“

„Ich fahre morgen mit den Schwägern nach Berlin und komme sehr bald wieder.“

„Und dann sind wir nicht nur Mutter und Sohn, sondern treue Arbeitsgefährten und Verbündete,“ sagte sie, ihm die Stirn küßend. „Gute Nacht, mein Sohn! Schlaf ruhig im Vertrauen auf unsere gerechte Sache.“

Am nächsten Morgen mit dem frühzuge fuhren Herzog, Berggold und Willibald Dornedden nach Berlin. Die beiden Frauen blieben in Landeshut zurück, um dort zu erwarten, was ihre Gatten in Sachen ihres Vaters ausrichten würden.

7.

Es war beinahe vier Wochen nach Neujahr. Der Winter hatte mit ganzer Schärfe eingest. Im Vorderzimmer einer recht behaglichen Hochparterrewohnung in der Reitelstraße in Berlin waren die Fensterläden geschlossen, und zwei Flammen der von der Decke herabhängenden Gasströhre angezündet; im Kamin brannte ein helles Feuer.

In einem Lehnstuhl saß eine nicht mehr junge, schlank Frau mit leicht ergrautem Haar, einnehmendem Gesicht und einem Lebenszug um den feingehämmerten Lippenmund. Das Buch, in dem sie gelesen hatte, war ihr in den Schooß gesunken; ihre Mienen trugen einen gespannten, laufenden Ausdruck, als ob sie etwas erwartete.

Jeg; knarrte draußen in der Thür der Schlüssel; das Hinhören, welches schlummernd neben seiner Herrin auf dem Teppich gelegen hatte, fuhr auf und sprang mit lautem, freudigem Gebell der Thür zu.

Ein junges Mädchen, das die Stubentür geöffnet hatte, trat, einen Stoß frischer, kalter Luft mit sich bringend, mit hastigen Schritten ein. Sie hatte sich nicht die Zeit genommen, die Leberkleider draußen abzuliegen, und trug noch die blaue, pelzverbrämte Tuchjacke über dem kleid aus gleichfarbigem Stoff, das kleine blaue Barett mit dem Federstutz und dem Halbschleier auf dem Kopf und die Schlittschuhe über dem Arm.

„Schrecken! Mein liebes Schrecken!“ grüßte sie und wehrte dem ihr in die Höhe springenden Hunde, dessen laute Freudenbezeugungen sie verhinderten, sich der Mutter zu nähern. An diese herantretend und ihre Hand ergreifend, fragte sie: „Du hast wohl schon lange auf mich gewartet, liebe Mutter?“

„Es ist recht spät geworden, Josefina,“ antwortete diese und richtete das Auge auf die auf dem Kamin stehende Uhr.

„Wirklich schon halb acht!“ rief das junge Mädchen, dessen Blide denen der Mutter gefolgt waren, erschrocken. „Das hätte ich nicht gedacht; es war aber gar zu löstlich auf dem Eise; die Stunden sind wie Minuten verfliegen.“

„Ich habe es nicht gern, wenn Du so spät ausbleibst,“ sagte die blasse Frau mit leisem Vorwurf.

Die Tochter entgegnete: „Ich habe Gesellschaft auf dem Heimwege gehabt und bin zudem eine Strecke mit der Pferdebahn gefahren. Schilt nicht, liebe Mutter, es war eine gar zu große Lust, in dem kalten, klaren Winter auf dem spiegelblanken Eise dahinzufahren.“

Die von dunklen Brauen und Wimpern eingefassten, nicht sehr großen, aber ausdrucksvollen hellblauen Augen der Sprechenden strahlten dabei in heller Lebensfreude. Der kleine rosige Mund öffnete sich halb, als sauge er die Luft noch einmal ein, und das zierliche, sehr ebenmäßig gebaute Gesicht vollführte noch einige der Schwentungen, die sie beim Schlittschuhlaufen gemacht, was den Hund veranlaßte, von Neuem laut und fröhlich zu bellen und an ihr emporzuspringen.

Das brachte Josefina auf andere Gedanken. „Ich will sogleich dafür sorgen, daß wir Thee bekommen,“ sagte sie und wollte aus dem Zimmer eilen, noch im Gehen das Barett von dem blonden, hochaufgesteckten und tief in die klare Stirn gekämmten Haar nehmend.

Die Mutter erwiderte lächelnd: „Es sieht schon Alles bereit; Henriette hat den Tisch gedeckt, lege nur Deine Sachen ab und klinge, dann können wir unseren Thee einnehmen.“

Josefine gehorchte.

Nach Verlauf von wenigen Minuten sahen Mutter und Tochter an dem einfach, aber gut gebetteten und appetitlich besetzten Tisch in dem Hinterzimmer der Wohnung, dessen Einrichtung wie die der beiden Vorderzimmer von gutem Geschmack und angenehmen Verhältnissen der Bewohnerinnen zeugte gaben.

Frau Sanitätsrath Leonhard, die Wittwe eines geschätzten, vielbeschäftigten angesehenen Arztes, war nach dem Tode ihres Gatten mit ihrer einzigen Tochter aus Posen, wo er seinen Wohnsitz gehabt, wieder nach Berlin gezogen. Sie hatte von ihrem Manne ein Vermögen geerbt, das ihr gestattete, sorglos und behaglich zu leben; die große Zurückgezogenheit, in der sie ihre Tage verbrachte, konnte mithin nicht auf Sparfameitsrücksichten zurückgeführt werden. Das Wesen der etwa in der Mitte der Vierzig stehenden Frau athmete eine stille Traurigkeit; ein gewisses, nicht leicht zu beschreibendes Etwas lag auf trübe Erfahrungen schließend, welche sie vielleicht vor langer Zeit gemacht, welche aber ihre Spuren tief in ihren Jüden zurückgelassen hatten. Ihr Mann, der viel älter gewesen war als sie, und zu dem sie in einem beinahe töchterlichen Verhältnisse gestanden hatte, war stets sehr hart und rücksichtslos mit ihr umgegangen; ihre Tochter, obwohl sie bei des Vaters Tode noch sehr jung gewesen war, hatte dieses Verhalten von ihm angenommen.

Nur sehr selten ließ Josefina, wie dies soeben geschehen war, in Gegenwart der Mutter ihrer natürlichen Lebhaftigkeit die Zügel schießen. Und hatte sie es gethan, so suchte sie durch besonders stiller, geflegtes Wesen den dadurch hervorgerufenen Eindruck zu verwischen. Während sie den Thee bereitete, die Laffen füllte und für die Mutter ledere Bröckchen zurecht machte, erzählte sie vom Nachmittage, an welchem sie sich dem Vergnügen des Eisports auf dem neuen See hingegen. Sie schilderte aber mehr die anmuthige Scenerie der schneebedeckten Bäume und der sonnenbesienen Eisfläche, als die fröhliche Menge, die bei den Klängen der Musik sich dort getummelt hatte.

„Du sagst, Du habest Gesellschaft auf dem Heimwege gehabt!“ fragte die Sanitätsrathin, die Tochter unterbrechend; wer ging mit Dir?“

„Ueber Josefina's schames und sehr weiches, zartes Gesicht flog ein höheres Roth; ihr Auge blickte flüchtig auf dem Teller, dann schaute sie auf und sagte: „Johann Krüger und Mathilde Klaener gingen mit mir.“

Die Stirn der alten Dame zog sich

in Falten; ihre Hand spielte nervös mit der Gabel, und sie sagte mit einem leisen Kopfschütteln: „Du weißt, daß ich diesen Verkehr nicht gern sehe, Josefina!“

„Das weiß ich, liebe Mutter, und ich suche ihn so viel wie möglich zu vermeiden,“ erwiderte die Tochter, „heute konnte ich aber nicht anders. Mathilde kam so freundlich auf mich zu und fragte, ob wir nicht zusammengehen wollten; sie ist wirklich ein gutes, liebes Mädchen.“

„Mag sein, aber —“

„Und sie ist doch unsere Verwandte,“ fügte Josefina hinzu, da die Mutter den Sach unvollendet ließ.

Die Frau Sanitätsrathin lachte aber leise auf. „Verwandte!“ wiederholte sie, sehr, sehr weitläufig; meine Mutter und die der Frau Ahreweiler sind Cousins gewesen, und ihr Verhalten gegen mich war nichts weniger als verwandtschaftlich.“

Die letzteren Worte verloren sich in ein unbedeutliches Murmeln; sie waren nicht für das Ohr der Tochter bestimmt. Der Frau Sanitätsrathin schien bei der Unterhaltung der Appetit vergangen zu sein; sie setzte die Tasse auf den Tisch zurück und legte Messer und Gabel auf den Teller.

„Bist Du schon fertig, Mütterchen?“ fragte Josefina. Frau Leonhard bejahte, fügte aber hinzu: „Laß Dich nicht stören; Du wirst beim Schlittschuhlaufen Appetit geholt haben.“

Josefine versicherte jedoch, sie esse auch nicht mehr, und drückte auf den elektrischen Knopf, um die Dienerin zum Abräumen herbeizurufen. Dann setzte sie mit der Mutter in's Vorderzimmer zurück; hier legte sie ihren Arm um sie und sagte halblaut: „Ich habe Dich durch meine Erinnerung an Ahreweilers nun wieder um Stimmung und Appetit gebracht; verzeihe mir, es war so ungeschickt von mir.“

Frau Leonhard ergriff das Schür-eisen und hörte damit die sintende Gluth des Kamins auf, so daß sie wieder hoch aufsprühte. „Es ist meine Schuld,“ entgegnete sie, „warum tann ich nach so vielen Jahren nicht vergessen. Und jetzt besonders nach dem Tode des unglücklichen Mannes ist Alles, Alles wieder lebendig in mir geworden.“

„Er hat so sehr gewünscht, Dich wiederzusehen,“ sagte die Tochter, die der Mutter gegenüber am Kamin Platz genommen hatte.

Letztere fuhr auf und streckte abwehrend die Hände aus: „Es wäre mein Tod gewesen!“ murmelte sie.

„Und doch fuhren wir in Wind und Wetter nach dem Luisenkirchhof in Charlottenburg hinaus und wohnten dem Begräbniß bei,“ fuhr Josefina fort.

„Das mußte ich! — Das mußte ich!“ flüsterte Frau Leonhard und bedeckte mit der Hand die Augen. „Du verstehst mich nicht, — kannst mich auch nicht verstehen! — Ach, daß es so enden, daß sein Leber, nein, sein einziger Freund sein Mörder werden mußte!“

„Glaubst Du das wirklich, Mutter?“ fragte Josefina heftig und erhob sich halb von ihrem Sitz; ich nicht.“

Die Sanitätsrathin juckte matt die Schultern. „Wer vermag zu sagen, welche Abgründe das Menschenherz birgt.“

„Rein, Herr Dornedden ist es nicht gewesen!“ entgegnete Josefina mit Zuversicht; man brauchte dem Manne nur in die Augen zu sehen, um zu wissen, daß er kein Verbrecher ist. Und wie warm, wie innig hat er immer für den Freund gesprochen.“

„So warm, daß ich es nicht mehr hören mochte,“ sagte Frau Leonhard und ihre Stirn zog sich finster zusammen.

„Du hast Dir seine Besuche wiederholt verboten; endlich ist er weggeblieben, und sein Sohn Willibald auch!“ sprach Josefina seufzend. Eine hohe Wöthe, die nicht nur von der Wärme des Kamins herrührte, war in ihre lieblichen Gesicht gezogen, mit dem Finger zerdrückte sie eine Thräne in der Wimper.

Mehrere Minuten herrschte im Zimmer ein tiefes Schweigen; man vernahm nichts als das leise Summen der Gasflammen und das abgemüht heraufklingende Getöse des Straßenverkehrs.

Endlich erhob sich Frau Leonhard aus ihrer halb liegenden Stellung; sie ergriff die Hand der Tochter und sagte: „Josefine, Du bist kein Kind mehr und hast Verstand und Urtheilskraft; ich sei natürlich, daß Du über mein Verhalten nachdenkst, daß es Dir wunderbar, widerspruchsvoll vorkommt.“

„O Mutter!“ wehrte das junge Mädchen, „der Vater ist zwar schon sechs Jahre todt, aber ich habe von ihm gelernt.“

„Mir sehr viel nachzusehen,“ fiel die Mutter ein. „Er war grenzenlos gut gegen mich; ich hatte an seiner Seite vergessen sollen, aber ich konnte nicht; zu tief, zu unheilbar ist dieses arme Herz verwundet worden.“

„Durch wen, Mama, durch wen?“ fragte Josefina, sich an die hoch erregte Frau schmeigend.

„Du kannst noch fragen? Durch Kurt Ahreweiler, — durch seine Schwester!“

„Du hast ihn geliebt!“ flüsterte Josefina, und ein süßer Schauer durchzitterte sie.

„Grenzenlos, mehr als mein Leben!“ schluchzte Frau Leonhard auf. „Und er hat mich auch so geliebt! Dennoch, ja vielleicht deswegen hat er den

bösen Einflüsterungen sein Ohr geliehen, ist es ihnen gelungen, uns auseinanderzureißen!“

„Aber wie ist das möglich gewesen? — Washab thaten sie das?“ fragte Josefina erkraunt.

„Du sollst es erfahren!“ erwiderte die Mutter. „Wie ich schon gesagt, Du bist kein Kind mehr. Du bist meine einzige Freundin und Lebensgenossin. — Du hast ein Recht darauf, einen Blick in meine Vergangenheit zu thun und Dir danach die Gegenwart und Zukunft zu erklären. Setze Dich hier zu mir und höre mich an.“ Sie lehnte sich in ihren Stuhl zurück und stemmte die Füße gegen das Gitter des Kamins.

Josefine nahm auf einem niedrigen Stuhl an ihrer Seite Platz.

Nach einigen Minuten begann die alte Dame: „Die Ahreweilers sind eine wohlhabende Familie, der Vater und der Großvater sind Kaufleute gewesen und haben in allen Ehren ein ansehnliches Stück Geld erworben. Mein Vater hat es nicht dahin gebracht; er war Gymnasial-Oberlehrer in der Provinz und konnte mir nichts geben, als eine vortreffliche Erziehung, die es mir ermöglichte, nach seinem und meiner Mutter frühen Tode mein Brod als Lehrerin zu erwerben. Kaum siebzehn Jahre alt, erhielt ich eine Anstellung als Lehrerin in einer Privatschule in Berlin, deren Vorsteherin meine Eltern gut gekannt hatten; ich fand in ihrem Hause einige Jahre hindurch auch Wohnung und Verpflegung.“

„Ich weiß, ich weiß,“ schaltete Josefina ein, „Du hast mir oft davon erzählt und mir das Haus in der Breitenstraße gezeigt, wo Du damals gewohnt und gearbeitet hast.“

„Das habe ich,“ betraufte tief Athem holend die Sanitätsrathin, „woon ich Dir aber nie erzählt habe, was war mein Verkehr bei Ahreweilers. Ich hatte sie gleich nach meiner Ankunft in Berlin aufgesucht, d, b, sie hatten sich sehr freundlich und guortommend gegen mich bewiesen. Bertha, die Aeltere, hatte sich kurz zuvor an den Kaufmann Jäger verheirathet und trat mir nicht näher, aber Fanny und Amalie, die im Alter wenig von mir verschieden waren, schlossen sich mir an und nannten mich ihre liebste Freundin. Im Hause herrschte eine rege Geselligkeit, auch Karl Dornedden, der zu seiner kaufmännischen Ausbildung in Berlin war, verkehrte da, und ich verlebte sehr fröhliche Sonntage dort. Sie wurden viel bedeutamer für mich, als der einzige Sohn des Hauses, Kurt, der ein Jahr in London gewesen war, heimkehrte.“

Nur wenige Male waren wir zusammen gewesen und schon fühlten wir, daß wir zu einander gehörten, daß eine heisse, tiefe und reine Liebe unsere Herzen verband. Eine Aussprache folgte bald. In der Freude über das schnell errungene Glück ging Kurt zu den Eltern, um ihnen und den Schwägern zu verkünden, daß er sich mit mir verlobt habe und mich ihnen als seine Braut vorstellen wollte. Er stieß auf den beständigen Widerstand; denn der künftige Chef des Hauses Ahreweiler sollte eine reiche Partie aus den ebenbürtigen Kaufmannsfamilien machen, von denen man schon einige zur Auswahl für ihn in petto hatte; er durfte nicht eine arme Lehrerin heirathen.“

Ein wahrer Sturm der Entrüstung entfehlte sich. Verflögen war die Freundschaft, die Amalie und Fanny mir bis dahin gezeigt hatten. In tränkender Weise wurde mir vorgeworfen, ich sei eine Antragsantin, welche die mir bewiesene Güte zu eigenfichtigen Zwecken gemißbraucht und den jungen Menschen in ihre Reize gelockt habe. Man wies mich aus dem Hause. Kurt wurde vom Vater unter harten Drohungen verboten, mich auch nur wiederzusehen, geschweige denn an eine Verbindung mit mir zu denken.

Wir hielten trotzdem treu zusammen. Meine mütterliche Freundin, die Schulvorsteherin, gestattete, daß wir uns zuweilen in ihrem Hause sehen konnten. Das wurde jedoch von den Schwägern bald ausprobiert und gab zu neuen ärgerlichen Ausritten mit den Eltern Anlaß. Des Haders müde gab Kurt endlich die Thätigkeit im väterlichen Geschäft auf und kehrte nach London zurück, wo er in dem Bankhause, in dem er schon früher gearbeitet, eine Stellung erhielt. Eine Verbesserung derselben war ihm in nahe Aussicht gestellt; sobald diese eingetreten sein würde, sollte ich ihm folgen; wir wollten in London unser Heim gründen, bis die Verhältnisse uns gestatten würden, nach Deutschland zurückzukehren.

Alles ging nach Wunsch, wenige Monate nach und wir hofften vereint zu sein. Schon traf ich die ersten Vorbereitungen zur Heirath, da erhielt ich eine mich niederschmetternde Nachricht: Kurt hatte seine Stellung plötzlich aufgegeben und war nach Brasilien gegangen. Seine Schwester Amalie zeigte mir das in einem hohen-benigen Briefe an; von ihm selbst habe ich keine Zeile erhalten.“

(Fortsetzung folgt.)

Das reine Eldorado für Officiers-

aspiranten muß die Republik Haiti sein. Die dortige Armee besteht aus 6,500 Divisions-Generälen, 7,000 anderen Officieren und 6,500 Gemeinen. Die Armeereinteilung scheint dort ähnlich wie bei den Pittipinos zu sein.